

Allitera Verlag

Herbert Asbeck, geb. 1936 in Düsseldorf, besuchte dort das Gymnasium, durchlief eine kaufmännische Ausbildung und lebte anschließend einige Jahre in Amsterdam und Barcelona. Später bereiste er als Verkaufs-Chef eines Maschinenbau-Unternehmens viele Länder in Europa und Übersee. Er machte sich mit einer eigenen Agentur für Druck- und artverwandte Maschinen selbstständig, bis er auch beruflich seinen literarischen Neigungen folgte. Er lebt als freier Schriftsteller in Erkrath bei Düsseldorf.

Im Allitera Verlag von Herbert Asbeck erschienen:

Corrida. Ein Andalusien-Roman
Das liebe Fräulein Klimpernell. Roman
Der Sommergarten. Eine Erzählung
Hassans Geschenk und andere Erzählungen
Lambis, der Geiger. Ein Kreta-Roman
Tage auf Kreta. Roman

Mehr unter www.herbert-asbeck.de

Herbert Asbeck

*Eine Liebe
in Cremona*

Roman

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter www.allitera.de

Juli 2016

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2016 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Bettina Himmes, Ratingen

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86906-904-3

ISBN ePub 978-3-86906-905-0

ISBN PDF 978-3-86906-906-7

*für
Inge, Jürgen und Bettina, Günter und Steffi
sowie Lina*

Am Samstagabend geht Giancarlo auf ein Glas ins »Alfredo«. Er weiß, in der Regel trifft er dort um diese Zeit Freunde. Bis in den Abend hatte er in der Werkstatt gearbeitet und auf Elena gewartet. An spielfreien Tagen kommt sie häufig von Mailand herüber und bleibt über Nacht. Sie ist Cellistin in einem Quartett und spielt auch in einem großen Orchester. Doch dann rief sie an. Sie müsse für eine erkrankte Kollegin einspringen. Es täte ihr leid. Sie wäre so gerne gekommen. Mit einem knappen »Verstehe« hatte er das Gespräch beendet. Ihn fröstelt, als er die Straße betritt. Kühl weht der Wind aus dem Norden. Vor einer Bar stehen Menschen und rauchen.

»Ciao!«

Giancarlo tritt hinzu und bittet um Feuer. Ein Feuerzeug schnippt und mit gierigen Zügen lenkt er die Flamme in seine Zigarette. Genussvoll bläst er den ersten Rauch in die Luft.

»Grazie«, dankt er. »Und erkältet euch nicht.«

»Fragt sich, was schlimmer ist, eine Lungenentzündung oder die Raucherpest«, ruft einer hinter ihm her.

Auch Giancarlo findet das Rauchverbot idiotisch.

»Buona sera!« Alfredo grüßt überrascht, als Giancarlo die Bar betritt. »Wir hatten dich früher erwartet.«

Wortlos nimmt Giancarlo auf einem Barhocker Platz.

»Wo ist Elena?«, fragt Alfredo.

»Zum Konzert. Sie muss spielen.«

»Sei nicht traurig, amico. So ist das heute im Leben. Nur Sklaven auf den Galeeren ruderten gleichzeitig im Takt. Aber wir wollen doch frei sein!«

Er schiebt ihm einen doppelten Grappa über den Tresen.

»Trink den hier. Danach scheint dir wieder die Sonne. Salute!«

Wie das Feuer einer brennenden Lunte fährt ihm der Trester die Kehle hinab. Lucia, Alfredos Frau, kommt aus der Küche und fällt ihm um den Hals.

»Du hast dich in letzter Zeit rar gemacht. Du weißt, bei uns ist immer ein Platz für dich frei. Hat er dich schon gefragt, ob du Appetit hast?«, will sie wissen und zeigt auf Alfredo.

»Ich hätte ihn schon nicht verhungern lassen«, murrte der.

»Was Warmes?«, fragt Lucia.

Giancarlo lächelt. Alfredo blickt argwöhnisch.

»Lieber ein Sandwich«, entscheidet Giancarlo.

»Schinken oder Käse?«

»Beides, bitte.«

Während er kaut, tippt jemand auf seine Schulter. Tiepolo steht hinter ihm und lacht.

»Ich dachte schon, dich gäb's nicht mehr.«

»Du weißt doch: La malerba non muore mai. Unkraut vergeht nicht!«

»Das siehst du an mir. Nur die Rosen in meinem Garten verblühen. Du kannst sie gießen, so oft du willst.«

»Sag mir lieber: Was macht die Kunst?«

»Nach der ›Mondomusica‹ ist hier die Saison vorbei. Die Touristen bleiben zu Hause oder fliegen ins Warme.«

Tiepolo ist Maler und eigentlich heißt er Giovanni Batista. Im Sommer steht er auf den Straßen vor seiner Staffelei und malt Porträts von Touristen. Wenn ihn die Gesichter der Fremden langweilen, wendet er sich den Stadtansichten zu. Und deren gibt es viele. Er hat eine Vorliebe für das Morbide, für wildwuchernde Kräuter, die aus Ritzen alter Mauern wachsen und eine eigene Schönheit zeigen.

»Wo ist Elena?«, fragt Tiepolo.

Giancarlo zuckt die Achseln.

»Komm!«, fordert Tiepolo ihn auf, »setz dich zu uns.«

Giancarlo ist auf dem Heimweg. Ihm dröhnt der Kopf. Er fand die Musik bei Alfredo zu laut. Doch der drängte Chiara zum Tanzen. Zuletzt war sie sogar auf den Tisch gestiegen. Chiara stammt aus dem Süden und tanzt klassisches Ballett. Doch ein Engagement hat sie schon lange nicht mehr. Es kam, wie es kommen musste: Sie strauchelte und fiel in Giancarlos Arme. Chiara war betrunken. Tiepolo tobte und zerrte sie nach draußen. Giancarlo stellt sich vor, wie wohl der Abend mit Elena verlaufen wäre. Sicher hätte sie – wie die Male zuvor – im Schauraum seine Celli durchprobiert, während er ihrem Instrument neue Saiten aufzog oder kleine Lackschäden retuschierte. Und vielleicht hätten wieder Passanten vor dem Schaufenster ihrem Spiel applaudiert. Denn Elena ist eine virtuose Cellistin. Und, was ihm noch mehr gefällt, eine zärtliche Geliebte.

Es ist weit nach Mitternacht. Bei Giuseppe Rossi brennt in der Werkstatt noch Licht. Giuseppe ist ein alter, erfahrener Geigenbauer. Nach Ende seines Studiums an der Scuola Internazionale in Cremona fand Giancarlo bei ihm seine erste Arbeitsstelle. Seither sind sie Freunde. Giuseppe war ihm ein strenger Meister, dem

kaum ein Fehler oder eine Nachlässigkeit entging. Giancarlo stellt sich auf die Zehenspitzen, um durch das Schaufenster hinter Geigen und Celli eine menschliche Bewegung zu erkennen. Er hört eine Geige, zuerst einen einzelnen Ton, dann eine ganze Tonleiter, auf und ab, den Wechsel in eine andere Tonart, wieder das Auf und Ab, unduldsam gespielt dieses Mal. Die Leiter zerbricht. Würgend erstickt der Ton, als ob sich eine rotierende Säge in Holz verbeißt. Es folgt die heisere Wut eines Mannes. Giancarlo sieht, wie eine Hand eine Geige hochreißt und sie mit einem Schrei auf einen Tisch, offenbar die Werkbank, niedersausen lässt. Holz zersplittert. Wieder und wieder hebt sich die Hand, bis am Griffbrett der Geige deren Korpus nur noch lose an den Saiten hängt. Dazu die wütenden Flüche eines Rasenden, der gerade einen Mord begangen hat, einen Geigenmord. Giancarlo löst sich aus seiner Erstarrung und drückt die Klinke der Ladentür. Sie ist unverschlossen. Er stürmt durch den Laden in die Werkstatt. Auf dem Boden kauert mir hochrotem Kopf der alte Giuseppe und schluchzt. Er weint wohl in der Erkenntnis, dass er gerade sein Leben als Meister der Geigenbaukunst beendet hat und es von diesem Tod keine Auferstehung geben wird.

Am Morgen wird Giancarlo nur mühsam wach. Die bösen Geister aus Alfredos Weinflaschen bohren und hämmern in seinem Kopf. Es dauert, bis die Erinnerung an den Abend zurückkehrt: An Chiaras tanzende Beine, Tiepolos Wutgeschrei und dann Giuseppe Ausbruch. Er muss zu ihm! Die Rasur lässt er nach einem Blick in den Spiegel ausfallen, meint doch Elena immer, der Stoppelbart am Morgen stünde ihm gut. Die Dusche spült ihm die Lähmung aus Kopf und Gliedern. Das frisch gebügelte Hemd ist ihm Zeichen, dass mit dem Sonntag eine neue Woche beginnt.

Was er nicht zu hoffen wagte: Als er auf dessen Klingelknopf drückt, steht Giuseppe schon im Sonntagsstaat vor ihm. Alles in der Werkstatt ist aufgeräumt, kein Geigentorso zu sehen. Giancarlo reibt sich die Augen. Sollten die Vorkommnisse der Nacht nur Alkoholfantasien gewesen sein? Giuseppe Geigen-Amok, sein Zusammenbruch, das Sirenengeheul der Ambulanz, der Notarzt ...? Die Zornesröte ist aus Giuseppe Gesicht gewichen. Er wirkt entschlossen. Er will in den Dom. »Ich muss beichten!«, sagt er bestimmt. »Wenn du nichts dagegen hast ...?«, fragt Giancarlo. Giuseppe versteht. »Du kannst mitkommen«, nickt er. Der Weg zum Dom ist zu dieser Stunde nicht zu verfehlen. Das Geläut im Torrazzo, dem höchsten aus Backstein gemauerten Glockenturm der Welt, rüttelt dröhnend und schwingend an den Grundfesten des Bauwerks und an den schlaftrunkenen Seelen der Cremoneser. Die Glocken rufen zur Messe. Zögernd bleibt Giuseppe stehen

und sieht unsicher zur Turmspitze hinauf. Dann fällt sein Blick auf Giancarlo. Der erkennt Furcht in den Augen des alten Mannes. »Sie läuten wie jeden Sonntag«, versucht Giancarlo ihn zu beruhigen.

Im Dom spielt die Orgel. Die Gemeinde singt. Hallend lässt der Chor sein Halleluja folgen. Ein Priester predigt. Giancarlo ist in Gedanken versunken. So fällt ihm nicht auf, dass seit einiger Zeit der Platz neben ihm leer ist. Er denkt an die astronomische Uhr im Glockenturm, dieses mechanische Wunderwerk aus längst vergangener Zeit. Weit bevor die Amatis, Guarneris und Stradivaris hier in Cremona ihre berühmten Geigen bauten, hatten schon die Diviziolis, Vater und Sohn, dieses Wunder der Zeitmessung geschaffen. Gleichzeitig zeigt es die Stunden und Mondphasen, die Tage und Monate des Kalenderjahres, die Sternkonstellationen und Tierkreiszeichen an. Und dann als Zugabe, als sei das alles noch nicht genug, gibt es einen Zeiger, der mit unglaublicher Langsamkeit für einen einzigen Umlauf achtzehn Jahre und drei Monate benötigt. Wenn er sich dann mit Sonnen- und Mondzeiger deckt, zeigt er auch Eklipsen, Sonnen- und Mondfinsternisse an. Giancarlo spürt einen leichten Luftzug. Giuseppe ist wieder an seinem Platz. Offenbar hat er mit Gott und sich selbst seinen Frieden gemacht. Er lächelt glücklich zu ihm herüber.

Ins »Sorbetto« will Giuseppe Giancarlo nicht folgen. Giuseppe ist menschen-scheu. Auch weiß er, dass dort Giancarlos Mutter seit einiger Zeit ihren Dienst tut. An der Piazza Roma bewohnt sie ein kleines Appartement. Einige Male hat Giuseppe sie auf dem Markt in Giancarlos Begleitung gesehen. »Eine schöne Frau«, erinnert er sich, »die auch das Herz eines alten Mannes bewegen kann.« Es heißt, das »Sorbetto« habe einen enormen Aufschwung genommen, seit Giulia Kohler, Giancarlos Mutter, mit ihren »Geheimrezepten« als Chefin der Eistheke zu Angelo Brocca gekommen war. Schnell hatte sich in Cremona herumgesprochen, dass sie ihrem Sohn, dem jungen Geigenbaumeister Giancarlo Kohler, nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes hierher gefolgt war, ist es doch hierzulande nicht unüblich, dass der Familiensinn eine verwitwete Mutter in die Nähe von Sohn oder Tochter führt. Und Angelo Brocca, ein geschäftstüchtiger Mann aus Neapel, hatte schnell verbreitet, dass er selbst nach einem Buch mit uralten Rezepten zur Herstellung von Sorbets, den fruchtig-kalten Vorgängern des Speiseeises, arbeite, das ein neapolitanischer Landsmann vor mehr als zweihundertfünfzig Jahren geschrieben habe. Und jetzt, mit dem praktischen Wissen seiner neuen Angestellten, die gebürtig aus dem Val di Zoldo stamme, käme das beste Speiseeis der Stadt unwiderlegbar aus

dem »Sorbetto«. Denn immerhin sei das Val di Zoldo das Cremona der Gelatieri, der Eismacher, fügte er mit wichtiger Miene hinzu.

Giancarlo sitzt draußen vor dem »Sorbetto« und trinkt starken Kaffee. Nach dem Rotwein gestern Abend ist er das Beste gegen den Pelzbelag auf der Zunge. Neben der Tasse liegt unberührt ein Sandwich auf dem Teller. Drinnen ist seine Mutter damit beschäftigt, Becher mit Früchten und Eiskugeln zu füllen. Oft thront zum Schluss ein Sahnehäubchen auf dem Kunstwerk. Mit einem Kuss hatte Giancarlo die Mutter begrüßt. »Ciao, Mamma.« »Wir müssen miteinander reden«, raunte sie dabei ihrem Sohn zu. »Am besten morgen. Dann ist das ›Sorbetto‹ geschlossen.« »Was sie mir wohl sagen will?«, rätselt Giancarlo und nimmt einen ersten Bissen vom Sandwich. Die Plätze unter den Sonnenschirmen sind alle besetzt. Die Herbstsonne hat die Menschen an diesem Sonntag ins Freie gelockt. Und kein Wölkchen am Himmel spendet auch nur für Minuten Schatten. Durch das Geräusch an den Nachbartischen vernimmt er einige Satzketten. Nicht alles, was er hört, ist freundlich wie dieser Tag.

Den Nachmittag nutzt er, um in Notizen und Broschüren die Eindrücke der zu Ende gegangenen »Mondomusica«, der alljährlich in Cremona stattfindenden Musikmesse, nachzulesen. Lange hat er sich auf den Ständen der Tonholzlieferanten aufgehalten, ist doch die Wahl der Hölzer ein Grundelement für Aussehen und Klang der daraus zu bauenden Instrumente. Abgelagert sollte das Tonholz sein, nicht zu alt, sagen einige. Andere reden von fünfzehn bis zwanzig Jahren. Es gibt sogar Stimmen, die behaupten, dass bald die Instrumente der alten Meister ihren unverwechselbaren Klang verlieren würden. Doch niemand kann diese These belegen. Vielleicht ist es nur die Vermutung einer natürlich fortschreitenden Materialermüdung oder aber – und das ist ein schlimmer Verdacht – ehrgeizige Geigenbaumeister der Gegenwart wollen damit ihre eigenen Schöpfungen als hochpreisige Instrumente in eine günstige Marktposition bringen.

All diesen Theorien mag Giancarlo nicht folgen. Für ihn werden die Wunderwerke der Alten für immer Ikonen der Geigenbaukunst bleiben und seien sie auch nur die klassischen Vorbilder für alles, was in deren Nachfolge von jungen und ehrgeizigen Meistern geschaffen wird. Wer von ihnen auf den Pfaden der großen Meister wandelt, kann nicht gar so falsch liegen, hat sich doch ihr richtungsweisendes Können über die Jahrhunderte bewiesen. Eine logische Folgerung für Giancarlo ist, dass er in naher Zukunft ins Val de Fiemme fahren wird, um dort, wo auch Antonio Stradivari in den Bergwäldern das ideale Tonholz fand, frisch

geschlagene Stämme zu erwerben. Die wären ihm dann in den reiferen Jahren seines Geigenbauerlebens das ideale Grundmaterial für sein Alterswerk. Doch dann fällt ihm Giuseppe Rossi ein, der alte Freund, dessen Hände nun zittern und dem die abnehmende Sehkraft den Traum von der eigenen »goldenen Periode«, wie Antonio Stradivaris letzten Schaffensjahre genannt werden, zunichtemacht. Er wird ihn bitten, seine reichen Erfahrungen, auch mögliche Irrwege, niederzuschreiben oder, wenn er dazu nicht mehr in der Lage ist, ihm zu diktieren.

Mitten in seine Gedanken hinein klingelt Giancarlos Telefon.

»Pronto.«

Am anderen Ende spricht Elena. »Es tut mir leid.«

»Was tut dir leid?«

»Dass ich nicht kommen konnte. Aber ich habe nur für dich gespielt«, versucht sie, ihn zu versöhnen. »Und wie war's bei dir?«

»Sehr laut. Ich war bei Alfredo. Chiara hat auf dem Tisch getanzt. Und dann gab es Streit mit Tiepolo. Aber das kennst du ja.«

Das unglückliche Zusammentreffen mit dem alten Giuseppe verschweigt er. Was versteht eine Musikerin wie Elena schon von den Qualen und Nöten eines alternden Geigenbauers? Nur ein Sänger, der mit den Jahren die Stimme verliert, ist damit vergleichbar.

»Wann sehen wir uns?«, fragt sie.

»Warum kommst du nicht einfach in der Woche?«

»Da muss ich proben. Fürs Orchester und fürs Quartett.«

»Du kannst doch schon alles«, scherzt er.

»Niemand kann immer und überall alles«, hält sie dagegen.

»Vielleicht sollte ich mal wieder bei dir neue Saiten aufziehen.«

»Mein Cello braucht keine neuen Saiten. Dann schon eher die Cellistin ein paar Streicheleinheiten.«

»Lass uns darüber reden, wenn es bei dir zeitlich passt«, sagt er und seine Stimme klingt kühl. »Ciao.«

Giancarlos Mutter steht neben ihm. »Du hast lange telefoniert.«

In diesem Satz schwingt die Frage mit, wer denn am anderen Ende gewesen sei.

»Mit einer Freundin«, sagt er knapp.

»Etwas Ernsthaftes?«

»Mit Elena. Du kennst sie nicht.«

Giancarlo ahnt, was seine Mutter in diesem Moment denkt. Mütter erwachsener Söhne und Töchter sind erst dann glücklich, wenn sie mit Sicherheit wissen, mit wem ihre Kinder einen ernsthaften Umgang pflegen, vor allem, wenn der eine

baldige Eheschließung erwarten lässt. Doch er ist zu weiteren Erklärungen nicht bereit.

»Ich muss wieder an die Arbeit«, gibt sie sich einen Ruck. »Kommst du morgen zum Frühstück?«

»Wann?«

»Sagen wir um neun?«

»Gut, aber denk dran, dein Sohn hat frühmorgens einen Bärenhunger.«

Am Nachmittag ist ganz Cremona auf den Beinen. Schwatzend und rauchend sitzen Menschen in Straßencafés. Die Jugend hockt auf den Stufen der Domtreppe. Eine Mädchengruppe singt fromme Lieder. Vor dem Baptisterium hackt jemand auf seiner Gitarre und keucht etwas von ›amore‹. »Der Urschrei der Welt ist vielstimmig und laut«, denkt Giancarlo. An der Ecke zur Piazza Stradivari trifft er auf Tiepolo. Leicht gebückt steht er vor seiner Staffelei. Den gaffenden Passanten führt er vor, wie die Hand des Künstlers nach kurzem Blick auf das vor ihm sitzende Modell dem gerade entstehenden Werk mit Pinsel und Farbe Konturen und Ausdruck verleiht. Das Modell ist eine hübsche Blondine. Offenbar kommt sie von weit her aus dem Norden. Denn ihre Haarfarbe ist echt. Ihr Auge fällt auf Giancarlo. Der tiefrote Mund formt ein Lächeln. Tiepolo scheint verunsichert. Er wirft einen wütenden Blick zum Störer seiner Inszenierung hinüber. Nicht mal ein kurzer Wimpernschlag verrät, ob er den Freund erkannt hat. Sein »Signora, per favore ...« mahnt die junge Frau, wieder zum Ernst dieses Mal-Aktes zurückzukehren. Giancarlo nickt anerkennend, als jetzt unter Tiepolos Hand das Lächeln und der blitzende Blick von soeben auf dem weißen Karton erscheinen.

Als Tiepolo später seine Malutensilien zusammen gepackt hat und beide im »Alfredo« Kaffee und Grappa trinken, wird Giancarlo die Kunst seines Malerfreundes loben.

»Stell dir vor, du wärst als der echte Tiepolo in Venedig und ich als Stradivari in Cremona geboren!«

»Nur das nicht!«, fährt Tiepolo auf. »Dann wären wir lange tot und könnten diesen Tag nicht genießen.«

»Und diesen Grappa tranken jetzt andere«, lacht Giancarlo.

»Salute, amico«, prostet Tiepolo dem Freund zu.

Giancarlo ist um Giuseppe Rossi besorgt. Auf dem Heimweg schaut er bei ihm vorbei.

»Du siehst müde aus.«

»Ich habe bis eben geschlafen.« Giuseppe zeigt auf das Sofa und reibt sich die rot geränderten Augen.

»Du musst etwas essen«, mahnt Giancarlo.

Mit der Nasenspitze weist Giuseppe auf die kleine Kochplatte, auf der er sonst seine Leime und Lacke erhitzt. In einem Topf darauf brodeln es. Giancarlo hebt den Deckel. Kochschwaden vernebeln den Blick.

»Gnocchi«, sagt er abschätzig. »Ist das alles?«

»Ein alter Mann braucht nicht viel.«

Auf der Werkbank bemerkt Giancarlo eine halb volle Weinflasche.

»Hauptsache, es ist immer genug Rotwein da.«

»Reg dich nicht auf! Rotwein ist Medizin für das Herz. Das kannst du überall nachlesen.«

»Aber zu viel davon ist schlecht für die Leber.«

»Wart's ab! Im Alter wirst du es selbst erfahren: Manches ist dann nur noch im Suff zu ertragen.«

»Du brauchst Hilfe.«

»Meine Schwester kommt her. Sie ist Witwe. In Bergamo fällt ihr die Decke auf den Kopf.«

»Und wie soll's jetzt bei dir weitergehen? In der Werkstatt, meine ich.«

Giuseppe zuckt die Achseln.

»Ganz ohne Arbeit? Das wär das Ende. Aber noch mal eine Geige bauen?«

Er schüttelt den Kopf. Aus einer Abfallkiste zieht er ein Gewirr von Saiten und Holzteilen hervor.

»Das hier war mein letzter Versuch.«

»Aber Geigen restaurieren, schleifen und polieren, das kannst du doch noch. Und – wie früher – perfekt Bögen behaaren.«

Hoffnung leuchtet in den Augen des alten Mannes auf.

»Meinst du?«

»Wir könnten doch zusammenarbeiten. Du reparierst und ich baue dann nur noch neue Instrumente: Geigen, Bratschen und Celli. Wie fändest du das?«

Giuseppe wiegt nachdenklich den Kopf. »Darüber könnten wir reden.«

Zuerst sieht er den Cellokasten, dann Elenas lachendes Gesicht. Sie sitzt vor der Tür seines Ladens und winkt. Nach der ersten Überraschung hält er jede erkennbare Regung zurück. »Jetzt nur keine Freude zeigen!« Elena springt auf und fällt Giancarlo um den Hals.

»Ist was mit deinem Cello?«, fragt er.

Sie schüttelt den Kopf.

»Was fragst du? Mit dem Cello ist nichts.«

»Und mit der Cellistin?«

»Vielleicht muss sie neu gestimmt werden. Zuletzt am Telefon klangst du so kalt.«
Wortlos schließt er die Ladentür auf und beide gehen eilig hinein.

In Giancarlos Achselhöhle geschmiegt liegt Elenas Kopf. Sie schläft. Er beobachtet ihre gleichmäßigen Atemzüge und ihr entspanntes Gesicht. Wie dunkel geränderte Fächer bedecken ihre Lider die Augen. Ihr Mund, der ihn eben noch voll Hingabe küsste, ist leicht geöffnet, als wolle sie im Traum etwas sagen. »Es ist gut, menschliche Wärme zu spüren, die nicht von einem selbst kommt«, denkt er.

»Bist du denn gar nicht müde?«, fragt eine schläfrige Stimme neben seinem Ohr.

»Schlafen kann ich noch eine ganze Ewigkeit.«

»Wer denkt in einem solchen Moment schon an Tod?!«

»Dann sollten wir jetzt wenigstens etwas essen gehen.«

»Lass uns hierbleiben. Ich möchte jetzt nicht ins »Alfredo«. Brot und Wein wirst du doch im Haus haben.«

Giancarlo kommt mit Brot, Wein und Olivenöl aus seiner Kochnische ins Zimmer.

»Sogar in deinen Wohnräumen kannst du dich nicht von deinen Geigen trennen«, wundert sich Elena.

An den Wänden hängen Bilder berühmter Geigerinnen und Geiger, dazwischen alte Instrumente.

»Die meisten davon stammen von Flohmärkten und sind ohne eine gründliche Überholung nicht bespielbar.«

»Aber ich weiß, wer das ändern kann«, lächelt Elena und tippt mit dem Zeigefinger auf Giancarlos Nasenspitze.

»Ich hatte mir vorgenommen, sie eine nach der andern zu restaurieren. Aber dann dachte ich: Sie sind wie die Ruinen des alten Rom. Niemand käme heute auf die Idee, Stein auf Stein zu setzen, bis sie wieder wie am ersten Tag dastünden.«

Er schüttet Wein in Gläser. Sie träufelt Öl auf die kleinen Brotscheiben und steckt Giancarlo eine davon in den Mund. Der kaut übertrieben genussvoll. Elena lacht.

»So könnte ich mir das Leben vorstellen: essen, trinken, lieben und dazu Musik«, flüstert sie und küsst ihn.

»Du hast die Arbeit vergessen«, antwortet er.

»Ich sehe, du bist kein Romantiker«, schmolzt sie. »Besser, ich geh jetzt nach unten und spiele Cello.«

Giancarlo hört, wie sie mit bloßen Füßen die Treppe hinunter tapst und unten

ihr Cello stimmt. Er streckt sich lang auf der Liege aus und schließt die Augen, als sie mit dem Spiel beginnt.

»Kennst du das Stück?«, fragt sie nach oben.

Die Melodie hat eine traurige Erhabenheit. Er spürt, wie ihm die Augen feucht werden.

»Ja«, sagt er mit brüchiger Stimme und räuspert sich, um nicht weinerlich zu erscheinen.

»Es ist aus dem ›Karneval der Tiere‹ von Camille Saint-Saëns. Ich spiele gerade den ›Schwan‹. Du kannst mit geschlossenen Augen richtig sehen, wie er im Wasser majestätisch an dir vorbeizieht.«

Er hört, wie der letzte Ton in der Stille versinkt. Giancarlo steht oben an der Treppe und klatscht. Langsam geht er zu Elena hinunter.

»Jetzt weiß ich nicht, wen ich zuerst küssen soll, dich oder das Cello.«

»Küss du das Cello«, sagt sie verschnupft. »Ich küsse den Komponisten. Der hat es als Erster verdient. Findest du nicht? Schade, dass du kein Klavier hast. Denn zum ›Schwan‹ gehört auch eine Klavierstimme.«

»Mir reicht das Cello. Du spielst es wunderbar.«

Elena scheint versöhnt. Mit dem Cellobogen zeigt sie auf einen schwarzen Kasten, der halb verdeckt in einer Ecke steht.

»Sag mal, ich wundere mich schon die ganze Zeit. Was ist in dem Geigenkasten da drüben?«

»Was wohl? Eine Geige.«

»Warum versteckst du sie?«

»Sie ist nicht zu verkaufen.«

»Eine Wundergeige etwa? Dann will ich sie sehen!«

Elena macht Anstalten, den Geigenkasten zu öffnen. Giancarlo hindert sie.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich sie jemals zeigen werde.«

Am nächsten Morgen ist Elena immer noch gekränkt.

»Meine Mutter hat mich für heute zum Frühstück eingeladen. Du kannst mitkommen, wenn du willst. Mamma würde sich freuen.«

»Ich glaube, für Familie ist es noch viel zu früh«, antwortet sie. »Ich fahre nach Hause.«

zwei

Kommt man mit einem solchen Gesicht zum gemeinsamen Frühstück?«, begrüßt ihn die Mutter an der Tür.

»Tut mir leid, Mamma.«

»Hat mein Sohn Liebeskummer?«

»Wie man's nimmt. Ich will jetzt nicht darüber reden.«

»Aber ich muss mit dir reden. Komm, setz dich! Kaffee?«

Giancarlo nickt.

»Die sind für dich, Mamma.«

Er hält ihr drei tiefrote Rosen entgegen. Sie blickt überrascht und fällt ihm um den Hals.

»In meinem Alter bekommt eine Frau nicht oft Rosen. Obwohl ...«

»Obwohl was?«

»Später«, weicht sie aus. »Jetzt lass uns den Tag mit einem schönen Frühstück beginnen.«

Fein säuberlich gefaltet liegen Servietten mit Blumenmustern neben den Tellern. Der Kaffee duftet. Messer und Gabeln blitzen. Frisch gebackener Kuchen steht auf dem Tisch. Käse und Aufschnitt liegen ausgebreitet auf einer Platte. Daneben ein Korb mit kleinen Weißbrotscheiben.

»Es ist fast wie früher«, staunt Giancarlo.

»Greif zu, Junge. Das Frühstück am Sonntag war für uns immer eine heilige Stunde, wenn wir von der Messe kamen. Papà hat das sehr genossen.«

Einen Moment schweigen sie. Giancarlo fand das damals als Kind oft langweilig, eine Stunde still da zu sitzen und Papàs Belehrungen anzuhören. Er hat ihn als streng in Erinnerung, aber böse war er nie. Er nahm das Leben sehr ernst und sein Beruf als Tischler war für ihn die Herausforderung, etwas Handfestes zu schaffen und es der Welt zu zeigen.

»Bald ist Papà fünf Jahre tot«, sagt sie in die Stille. »Zu seinem Jahrgedächtnis wünsche ich mir, dass wir an diesem Tag alle gemeinsam feiern.«

»In Bozen?«

»Wo sonst? Da ist er begraben und wir alle haben dort als Familie gelebt, bis ...«

»Ja, bis Stefano, mein Bruder, Renata heiratete. Da war es mit dem Familienfrieden vorbei«, erinnert sich Giancarlo.

»Ich möchte, dass wir beide gemeinsam fahren.«

»Mit dem Auto?«, fragt er.

»Lass uns den Zug nehmen. Du weißt, lange Autofahrten vertrage ich nicht.«

»Ihr jetzt zu widersprechen, hat wenig Sinn«, denkt Giancarlo. So fragt er auch nicht, wo sie in der Zeit wohnen werden. Im Elternhaus hat jetzt Renata das Sagen. Und da gäbe es sofort wieder Streit.

»Mamma mia! Deine Rosen!«, erinnert sie sich. »Sie müssen ins Wasser!«

Die Mutter springt auf und sucht eine Vase. Auf der Fensterbank entdeckt Giancarlo einen halb verwelkten Blumenstrauß.

»Was wolltest du eben sagen, als ich mit den Rosen kam?«, fragt er.

Zum ersten Mal bemerkt er, wie sie verlegen nach einer Antwort sucht.

»Euern Vater habe ich sehr geliebt. Wir alle hatten eine glückliche Zeit miteinander. Aber Papà ist nun lange tot. Vergessen werde ich ihn nie. Das musst du mir glauben.«

»Aber es gibt wieder jemanden, der dir Blumen schenkt«, sagt Giancarlo und zeigt auf den welken Strauß.

Sie nickt.

»Er ist Witwer und genauso einsam wie ich.«

»Du hast doch mich!«, will er auffahren. Aber Giancarlo besinnt sich, hat er doch seine Arbeit, die ihn oft bis tief in die Nacht beschäftigt. Und ein Sohn ist kein Ersatz für einen Lebensgefährten.

»Wer ist es?«, will er wissen.

»Angelo Brocca, mein Chef.«

Giancarlo hat diesen Mann einige Male im »Sorbetto« gesehen. Geschäftig war er dort hin und her gerannt. »Aber ein Eiscafé hat nichts mit der Abgeschiedenheit einer Geigenbauwerkstatt gemein«, sagt er sich.

»Du hättest nichts dagegen?«, fragt sie. »Den Namen »Kohler« werde ich natürlich behalten. Das habe ich ihm gleich gesagt.«

»Mamma«, lächelt Giancarlo, »über dein Leben entscheidest nur du allein.«

»Du bist der Erste, der es erfährt. Ich sag's den andern, wenn wir in Bozen sind, auch Papà ...«

»Für Eifersucht ist es für den längst zu spät«, denkt Giancarlo. »Der Tod ist grausam.«

»Ich rede mit keinem darüber«, verspricht er.

In der Werkstatt hört er zuerst den Anrufbeantworter ab. Ein Vertreter für Werkzeuge und Zubehör will ihn morgen besuchen. Ein Bogenbauer von außerhalb bietet seine Zusammenarbeit an. Ein Geiger aus Mailand bittet um Rückruf.

»Man hat mir meine Geige gestohlen. Ich suche dringend ein Instrument. Gebraucht. Nicht zu teuer.«

Doch von Elena kein Ton. Er ruft den Geiger in Mailand an.

»Am besten kommen Sie mit einigen Instrumenten zu mir.«

Giancarlo sagt zu. »Gleich morgen um elf Uhr?«

»Ja, wunderbar.«

Dem Werkzeugvertreter sagt er ab.

»Dann übermorgen?«

»Ja. Am besten nachmittags.«

Dann geht er an seine Werkbank. Lackschäden an einer Geigendecke sind auszubessern. Schleifen, lackieren und nach dem Trocknen polieren sind Arbeiten für eine erfahrene Hand. Der Kopf bleibt dabei frei für Gedanken an anderes. An Mammas Heiratspläne zum Beispiel. Von Angelo Brocca hat er sich bisher kein Bild gemacht. Für ihn ist er der Inhaber des »Sorbetto«. Seine Mutter fand dort vor einiger Zeit ihre Beschäftigung. Er wehrt sich gegen die Erkenntnis, dass dieser fremde Mann bald seine Mutter heiratet und dadurch Teil der Familie wird. Sie und der Vater sind für ihn über den Tod hinaus eine unzertrennliche Einheit geblieben. Dass seine Mutter sich noch einmal einem anderen Mann zuwendet, empfindet er fast als Verrat.

Signor Mainardi, der Geiger ohne Geige, wohnt in einem Mailänder Außenbezirk. Giancarlo hat Mühe, den Klingelknopf mit seinem Namen zu finden. Zwei Jungen steigen zu ihm in den Aufzug und starren ängstlich auf seine Geigenkästen.

»Sind da wirklich Geigen drin?«, fragt der Kleinere von beiden.

»Klar, was sonst?«

»Neulich im Fernsehen, da holte einer eine Maschinenpistole aus so einem Kasten.«

»Seh ich aus wie ein Gangster? Lernt lieber Geige spielen als euch solch idiotische Krimis anzusehen.«

Doch bleibt das Misstrauen in den Augen der beiden Jungen.

»Sechster Stock«, sagt Giancarlo. »Ich bin da. Wenn ihr morgen in einer der Wohnungen hier eine Leiche findet, wisst ihr sofort, wer's war. Ciao, ihr Gangsterjäger.«

Er weiß, bei der Weiterfahrt nach oben werden die beiden heftig über die gerade durchlebte Gefahr streiten.

»Buon giorno«, grüßt Giancarlo, als Signor Mainardi die Tür öffnet.

»Sie sind überpünktlich«, antwortet der und das klingt fast wie ein Vorwurf.

Nach einer guten Stunde sind sie sich einig. Signor Mainardi hat die Instrumente gestimmt und getestet.

»Sie sind gut«, lobt er, »wirklich gut. Doch für mein Ohr hat dies hier den besten Klang. Und nur der zählt.«

Wie zur Bestätigung spielt er ein kurzes Stück. Giancarlo sieht, wie in den kantigen Zügen des Mannes ein Lächeln aufscheint.

»Die nehme ich!«, entscheidet er. »Das Publikum erwartet vom Geiger nicht nur, dass er ein Könnler ist, sondern auch, dass sein Werkzeug den höchsten Ansprüchen genügt. Paganini hat auch nicht auf einer Zigarrenkiste gespielt.«

Höflich fällt Giancarlo in Signor Mainardis Gelächter ein.

»Dieses Instrument war bislang nur im Besitz von Meistergeigern«, übertreibt Giancarlo. Längst hat er erfahren, dass der Status eines zu erwerbenden Objekts für den zukünftigen Eigentümer eine wichtige Rolle spielt. Doch dann gibt es wegen des Preises einiges Hin und Her.

»Ich bin gerade nicht flüssig, Signor Kohler«, jammert Signor Mainardi. »Die Scheidung, wissen Sie ... Und wie ich die Versicherungen kenne, lassen die sich auch endlos Zeit.«

»Verstehe«, sagt Giancarlo und bietet ihm ein preisliches Entgegenkommen und einen Gratissatz Saiten als Zugabe an. »Und ich überlasse Ihnen die Geige für vier Wochen zum Eingewöhnen.«

Signor Mainardi zieht die Stirn kraus, als überlege er.

»Einverstanden«, sagt er dann und lächelt zufrieden. »Wir haben schon übermorgen unser nächstes Konzert.«

»Ihre Kollegen werden Sie um Ihre Neuerwerbung beneiden«, ist Giancarlo überzeugt. Doch schon beim Besteigen des Aufzugs ist er nicht sicher, ob sein Vertrauen ein Fehler war.

Bevor er nach Cremona zurückfährt, lässt er sich vom Navi zu Elenas Adresse führen. Er staunt, als er vor einer Villa mit parkähnlichem Garten steht. Gerade will er am Tor auf den Klingelknopf drücken, da sieht er, wie sich die Haustür öffnet. Ein junger Mann mit einem Cellokasten küsst zum Abschied einen Frauenkopf, der im Flurschatten nur schemenhaft zu erkennen ist. Giancarlo hastet zu seinem Wagen zurück und wartet, bis der junge Mann um die nächste Straßenecke gebogen ist. Noch einmal blickt er zum Haus hinüber, ob nicht hinter einem der Fenster Elenas Schatten erschiene. Doch im Haus ist keine Regung zu erkennen. Er startet den Motor und lenkt den Wagen zur Autobahn. »Kein Tag zum Jubeln«, denkt er, als er in Cremona seine Werkstatt betritt.

Als Kind hätte es sich Giancarlo nie träumen lassen, seine Heimat Bozen je zu verlassen. Wie in einer schützenden Hand liegt die Stadt von Bergen umgeben. Früher hat er sich oft gewundert, wie das Wasser der Etsch von weit her als endloser Wurm zwischen den Bergen erschien und dann wieder am anderen Ende des Tals verschwand. Irgendwo musste das viele Wasser doch bleiben! Alle Wasser flössen zum Meer, hatte Papà ihm erklärt. Doch woher es denn käme, wollte er wissen. Irgendwann falle es als Schnee oder Regen vom Himmel. Oben in den Bergen gefriere es dann zu riesigen Gletschern, die dann oft erst nach Tausenden Jahren von den Rändern her wieder abtauen. Sie stürzten dann als reißende Wasserfälle zu Tal, speisten Bäche und Flüsse und strömten danach ins Meer. Woher denn das Wasser wüsste, in welche Richtung es fließen müsse. Da hatte Papà gelächelt. Das mache die Schwerkraft, die alles, was ein Gewicht habe, nach unten ziehe.

»Nimm einen Stein und lasse ihn los!«, forderte er ihn auf.

Das hatte er gleich befolgt und knapp neben seinem Fuß schlug der Stein auf den Boden. Zu der Zeit hatte Giancarlo noch nie das Meer gesehen. Daher kam er nicht auf die Idee, den Vater zu fragen, was denn mit dem vielen Wasser im Meer geschehe. Soweit reichte der Horizont des kleinen Jungen damals noch nicht.

Doch dann, als er später vom Möbelbau im väterlichen Betrieb genug hatte, wollte er voll Wissbegier hinter die heimatlichen Berge schauen. Schon früh war ihm bewusst, dass Stefano, sein älterer Bruder, den elterlichen Betrieb übernehmen sollte. So strebte Giancarlo seit jeher nach einem eigenständigen Leben, obwohl ihn seit Kindertagen mit Stefano ein herzliches Verhältnis verband. Er wollte nicht, dass der Bruder für alle Zeit seine schützende Hand über ihn hielt. Dem Vater war es ganz recht, als ihm Giancarlo offenbarte, dass er für sich selbst im Möbelbau keine Zukunft sehe und zu den Holzschnitzern nach Gröden gehen wolle. Schon bald hatte er dort eine Lehre begonnen.

An all das denkt Giancarlo zurück, seit er mit seiner Mutter auf dem Weg nach Bozen ist. In Mailand haben sie bis zur Ankunft des Anschlusszugs einige Zeit Aufenthalt. Er ruft Elena an.

»Dass ich noch mal was von dir höre«, sagt sie vorwurfsvoll. »Wo bist du?«

»Rate mal!«

»Nun sag's schon!«

»In Mailand.« Dass er kürzlich vor ihrer Haustür gestanden hatte, verschweigt er.

Einen Moment bleibt es am anderen Ende still.

»Tut mir leid. Warum rufst du nicht vorher an? Ich hab Schüler. Und dann muss ich zur Probe«, sagt sie. »Heute geht's gar nicht.«

»Verstehe. Ich muss sowieso weiter. Da kommt unser Zug.«

»Wohin fährst du?«

»Mit meiner Mamma nach Bozen. Zum Familientreffen. Ciao!«

Je mehr sie sich ihrem Reiseziel nähern, umso versteinert wird Giulia Kohlers Gesicht.

»Ist dir nicht gut?«, fragt Giancarlo besorgt.

»Doch, doch«, wehrt sie ab.

Als sie aus dem Zug steigen, läuft eilig ein Mann auf sie zu. Die Mutter taumelt. Giancarlo fängt sie auf.

»Was ist, Mamma?«

»Ich dachte, da vorne kommt Papà.«

»Es ist Stefano, Mamma.«

Im Wagen sitzt Giancarlo vorne neben dem Bruder. »Wie unterschiedlich die beiden doch sind«, wundert sich Giulia Kohler. »Stefano hat die stämmige Figur des Vaters, während Giancarlo eher schlank und feingliedrig ist.« Angeregt unterhalten sich die Söhne über Arbeit und Pläne. Stefano erzählt vom Kauf neuer Maschinen und vom wachsenden Kundenkreis.

»Papà würde sich wundern«, sagt der voll Stolz. »Und ich hoffe für dich, dass bald alle Welt auf deinen Geigen spielt, Bruderherz.«

Giancarlo lacht.

»Die Welt ist groß. Und alleine in Cremona treffe ich auf fast jeden Schritt einen Kollegen. Stradivari hat es im Leben auf mehr als tausend Instrumente gebracht. Dreiundneunzig Jahre wurde er alt und fast bis zum letzten Tag saß er in seiner Werkstatt. Ich dagegen stehe erst ganz am Anfang.«

»Und wie ist's mit den Frauen? Die Lehrjahre hast du doch längst hinter dir.«

Im Innenspiegel beobachtet Giulia Kohler, wie Stefano seinem Bruder einen kumpelhaften Seitenblick zuwirft.

»Mal eine Freundin, ja. Aber nichts Festes. Mamma fragt auch immerzu.«

»Mütter sorgen sich um das Wohl ihrer Kinder. Das ist doch normal!«, fährt sie dazwischen.

Stefano bremst und biegt in eine Seitenstraße. Sie sind da. Giulia zögert aussteigen. Sie wirft einen Blick auf die Hausfassade. »Keine Blumen auf den Fensterbänken, wie noch am Tag meines Auszugs«, stellt sie fest. Doch dann fällt ihr ein, dass damals Sommer war. Die Tür öffnet sich und Renata, die Schwiegertochter, tritt mit zwei Kindern aus dem Haus.

»Komm, Mamma«, fordert Stefano die Mutter zum Aussteigen auf. »Wir sind zu Hause.«

Die Frauen begegnen sich kühl. Auch die Kinder zeigen Scheu vor der Großmutter. Als sie ihnen die mitgebrachten Süßigkeiten geben will, werden die von Renata zurück gewiesen.

»Die Kinder essen nichts Süßes. Ihnen sollen nicht schon in jungen Jahren die Zähne ausfallen.«

Ob das denn schon bei Stefano, ihrem Sohn, der Fall sei, will sie erbot nachfragen. Doch sie sieht Stefanos bittenden Blick. Sie nickt ihm kaum merklich zu und lächelt. Gegen Bücher und Spielsachen hat Renata nichts einzuwenden. »Ich hätte darauf bestehen sollen, bei diesem Besuch ins Hotel zu gehen«, grollt Giulia innerlich. Doch dann nimmt Stefano sie liebevoll in den Arm.

Giancarlo wohnt in seinem ehemaligen Kinder- und Jugendzimmer. Von der jetzigen Einrichtung erinnert nichts mehr an ihn. Die Möbel sind im traditionellen Bauernstil angefertigt. »Sicher stammen sie aus Stefanos Werkstatt«, denkt er und bestaunt die saubere Tischlerarbeit. »Genauso, wie es uns Papà vorgemacht hat.« Stefano führt seine Mutter dorthin, wo schon immer die Gäste untergebracht wurden. Nichts scheint verändert. Die Möbel stammen noch aus der Zeit ihres Schwiegervaters. Sie wirken aufrecht und streng und sind mit den Jahren nachgedunkelt. Alles wirkt sauber und frisch. Die Gardinen sind neu und luftig. Das mag sie und öffnet das Fenster. Hinter Hausgiebeln und Dächern ragen in der Ferne die Berge auf. Hier strahlt die Welt Ruhe und Gediegenheit aus.

»Willst du auch die anderen Zimmer sehen, Mamma?«, fragt Stefano.

Sie nickt. Die Wohnräume sind nach dem Geschmack der jungen Leute eingerichtet. Holz und helle Wände wechseln sich ab. Nur bei ihrem früheren Schlafzimmer bleibt sie im Türrahmen stehen. Sie meint, zwischen den aufgetürmten Kissen ihren Giovanni liegen zu sehen. Sie wischt sich die Augen und geht weiter. Die Wohnküche, in der früher wochentags die ganze Familie ihre Mahlzeiten einnahm, zeigt kaum eine Veränderung. Sogar ihre alte Eismaschine, die sie aus ihrem eigenen Elternhaus mitgebracht hatte, steht noch an ihrem alten Platz. Liebevoll streicht sie mit der Hand über das kühle Metall.

»Oma hat früher für uns das beste Eis auf der Welt gemacht«, schwärmt Stefano.

Lucia und Marco blicken ungläubig. »Vielleicht ist ihnen auch das von der Mutter verboten«, denkt Giulia.

Abends sitzen sie im Wohnzimmer beisammen. Aus dem Kamin strahlen Wärme und Licht. In der Flammenhitze zerbirst knallend ein Scheit. Giulia erschrickt.

»Keine Angst, Mamma«, beruhigt sie Stefano. Er ist Jäger und weiß Schüsse und prasselnde Feuer zu unterscheiden. »Niemand ist hier auf der Pirsch.«

Das Telefon klingelt. Renata hebt ab. Sie wechselt einige Worte und legt wieder auf.

»Vanessa hat angerufen. Sie ist gleich auf Sendung.«

»Ich dachte, sie käme noch«, sagt Giulia enttäuscht.

Renata schaltet den Fernseher ein.

»Es ist eine Aufzeichnung. Vanessa sagt, sie hat's nicht mehr weit.«

Der Nachhall einer Fanfare ist zu hören. In großen Lettern und markigen Worten wird eine Interview-Sendung angesagt. Und schon erscheint der Kopf einer jungen Frau.

»Unsere Vanessa!«, ruft Giulia aus. »Was aus den Kindern geworden ist«, staunt sie und blickt dann auf Giancarlo und Stefano. Sie sieht, wie sich Vanessas Lippen bewegen, hört ihre Stimme, ohne zu begreifen, was sie gerade sagt. Doch der Blick ihrer Tochter lässt sich nicht mit den Augen einfangen. Er ist auf einen unsichtbaren Punkt gerichtet und für alle Zuschauer bestimmt. »Papà wäre jetzt stolz auf sie«, denkt Giulia. Hatte er damals doch nicht verstanden, dass sie sich als einziges seiner Kinder nie für den Werkstoff »Holz« interessierte, aus dem so vieles in ihrer aller Leben bestand, Möbel, sogar ganze Häuser und seinetwegen auch Geigen. In dem Moment schellt es an der Tür. Stefano stürmt nach draußen und sie hören beider wortreiche Begrüßung.

Am Morgen ist die Wiedersehensfreude verflogen. Nervöse Anspannung liegt in der Luft. Jeder will schnell ins Bad. Nur die Kinder lassen sich Zeit. Aus Anlass des Tages haben sie schulfrei.

»Vor fünf Jahren ist unser Opa gestorben«, hatten sie den anderen auf dem Schulhof verkündet. Dabei kann sich Marco nur schwach an einen »uralten Mann mit Bart« erinnern.

»Nun macht schon!«, mahnt Renata die Kinder. »Die Messe beginnt pünktlich um zehn.«

Giulia Kohler ist schon früh aufgestanden. In Gedanken geht sie mit Giovanni, ihrem verstorbenen Ehemann, noch einmal durch alle Räume des Hauses, so wie sie zu seinen Lebzeiten aussahen. In ihrer Erinnerung leuchtet noch einmal das Glück in den Augen des Mannes auf, als ihre Kinder geboren wurden. Gern wäre sie mit ihm in diesem Haus alt geworden. Doch plötzlich hatte sein Herz mitten im Schlaf zu schlagen aufgehört. Ohne Abschied war er in die andere Welt gegangen

und hatte sie alle zurückgelassen. Dass Stefano, der Älteste, einmal den Betrieb übernehmen sollte, war schon vor Zeiten beschlossene Sache. Bald darauf hatte Renata als Frau des neuen Chefs das Regiment in der Familie übernommen. »Da war eine Frau zu viel im Haus«, erinnert sich Giulia. Bald darauf folgte sie Giancarlo nach Cremona.

Bereut hat sie diesen Entschluss keinen Tag. Und längst ist bei ihr eine neue Entscheidung gereift, von der bisher nur Giancarlo weiß. Noch heute, am Vorabend ihrer geplanten Rückreise, will sie die ihrer Familie verkünden. Doch vor diesem Moment fürchtet sie sich.

Stefano hat derweil die Zeit des Wartens genutzt und ist mit Giancarlo in den Betrieb gegangen. Sägen teilen kreischend Hölzer. Feiner Sägestaub liegt in der Luft. Männer grüßen von den Maschinen herüber.

»Na, wie gefällt's dir?«, fragt Stefano.

»Ganz wunderbar«, lobt Giancarlo. »Aber du weißt ja: Der Möbelbau ist nie mein Ding gewesen. Für mich ist Holz ein ganz besonderer Stoff. Wenn man ihn in die richtigen Schwingungen versetzt, tönt aus ihm eine ganz eigene Melodie. Dann fühlst du: Wer die Geige zu spielen weiß, hört den Gesang der eigenen Seele.«

»Du warst schon immer ein Schwarmgeist, Bruderherz. Hier bei uns hat das Holz nur dann einen Klang, wenn du darauf klopfst oder hämmerst oder wenn sich die Säge kreischend hindurch frisst. Und nur darauf hat unser Papà gehört. Deine ›Flausen‹, wie er sie nannte, hätte er mir, dem Ältesten, nie durchgehen lassen. Er hatte mich für seine Nachfolge bestimmt. Irgendwann in der Zukunft. Denn als er starb, war er fürs Altenteil noch viel zu jung.«

Außer einigen Alten, die ohnehin täglich zur Messe gehen, ist nur die engste Familie in die Kirche gekommen. Die Orgel spielt ein Largo. Vorn am Altar steht ein großformatiges Foto mit Trauerflor, aus dem ein bärtiges Männergesicht auf die Kirchgänger blickt. Der Pfarrer hält die Gedenkrede auf Giovanni Kohler, der vor fünf Jahren von Gott aus dem Leben und dem Kreis seiner Lieben abberufen worden sei. Er erinnert auch daran, dass dessen Vater Johannes, der noch Köhler hieß, nach dem Krieg als Wanderbursche über Zonen- und Landesgrenzen aus dem zerstörten Deutschland nach Bozen kam. Bei Francesca Clementi, der Witwe des im Krieg gefallenen Tischlers Clementi, fand er Lohn und Brot und eine neue Heimat. Bald darauf habe er die Kriegerwitwe geheiratet und die Leitung der verwaisten Tischlerwerkstatt übernommen.

Stefano und Giancarlo nehmen die Mutter in ihre Mitte, als sie den Friedhof betreten. Giulia ist ganz in Schwarz gekleidet. Die Blässe hat ihr, bevor sie das Haus verließen, Vanessa mit einem dezenten Gesichtspuder weggetönt. Auch bestand die Tochter darauf, dass sie ein kräftiges Rot auf ihre Lippen auftrug, um ihre innere Starre vor den anderen zu verbergen. Ein Blick in den Spiegel ließ sogar ein schwaches Lächeln erkennen. Jetzt passte die Farbe der Lippen sogar zum Strauß roter Rosen, den sie auf Giovanni's Grab legen will.

Am großen Friedhofskreuz machen sie Halt. Einen Moment beten sie still.

»Ob Oma manchmal mit unserem Opa da oben spricht?«, fragt Marco flüsternd die Schwester.

»Ganz sicher«, flunkert Lucia, um den Bruder zu trösten. »Ich hab's schon so oft versucht«, denkt sie. »Doch eine Antwort auf meine Fragen hab ich von ihm nie erhalten.« Vor allem, dass er sie alle so früh verlassen hat, nimmt sie ihm übel.

Dann biegen sie in einen Seitenweg und stehen bald vor einem gepflegten Doppelgrab. »Giovanni Kohler« steht dort in Stein gemeißelt sowie sein Geburtsdatum und sein Todestag.

»Was heißt R.I.P.«, will Marco wissen und zeigt auf die drei Buchstaben auf dem Grabstein.

»Das ist die Abkürzung für das lateinische »Requiescat in pace«, antwortet Vanessa.

»Ruhe in Frieden.«

»Riposa in pace«, wiederholt Giulia auf Italienisch.

»Wird Opa wieder aufstehen, wenn er genug geruht hat?«, fragt Marco weiter.

Lucia unterdrückt ein Kichern.

»Wir hoffen doch alle, dass wir dereinst auferstehen«, sagt Giulia und legt ihre Rosen aufs Grab.

Auch die Kinder haben kleine Sträuße mitgebracht.

»Bis dass der Tod euch scheidet«, denkt Giulia an ihre Eheschließung zurück. »Eine grausame Gewissheit, die man als junges Brautpaar am Tag der Hochzeit verdrängt.«

Die Grabhälfte neben Giovanni wird wohl für immer leer bleiben. Das den Kindern zu sagen, wird heute das Schwerste für sie sein.

Giancarlo hatte seine Mutter gewarnt. Der Abend war, wie von ihm befürchtet, in eisiger Stimmung zu Ende gegangen. Auch der Abschied von Stefano am Bahnhof blieb kühl. Mit der Ankündigung, demnächst ihren Chef Angelo Brocca, einen

ihnen völlig Unbekannten, zu heiraten, war sie mitten ins gestrige Abendessen geplatzt.

»Entschuldige, Mamma!«, stieß Stefano nach einem Moment atemloser Stille hervor. »Wieso sagst du uns das ausgerechnet heute an Papàs Todestag?«

»Ich dachte ...«, hatte sie noch gestammelt, bevor ihr unter Tränen die Stimme versagte.

»Kriegen wir jetzt einen neuen Opa?«, wollte Marco wissen, bevor sie weinend aufs Zimmer ging.

Jetzt sitzt sie mit Giancarlo schweigend im Zug. Sie lehnt sich zurück und hält die Augen geschlossen. Er lässt Landschaften und Orte an sich vorüberziehen. Der Kontrolleur weckt beide aus ihren Gedanken.

»Die Fahrkarten, bitte!«

»Was habe ich falsch gemacht?«, fragt sie Giancarlo, als der Mann wieder außer Hörweite ist.

»Der Zeitpunkt war falsch, Mamma. Der Tag gestern gehörte Papà. Alle wollten doch zeigen, dass er auch nach fünf Jahren nicht vergessen ist.«

»Wer sagt, dass ich ihn jemals vergesse? Er hätte niemals gewollt, dass ich auf ewig die trauernde Witwe bleibe. Vanessa war die Einzige, die für mich Verständnis zeigte.«

»Für Söhne ist eine Mutter immer etwas Besonderes.«

»Eine Heilige etwa?«

»Söhne mögen es nicht, wenn sich ein Fremder an die Seite der Mutter drängt. Vor allem Stefano braucht dafür Zeit.«

»Auch in Zukunft werde ich immer eine ›Kohler‹ bleiben. Und meine eigene Wohnung an der Piazza Roma gebe ich auf keinen Fall auf!«

»Lass es gut sein, Mamma. Warum sollst nicht auch du das Recht auf ein eigenes Leben haben?«

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag